



## Die verkrümmte Wirbelsäule der Schweiz

oder

Plädoyer für den aufrechten Gang

1

Letztes Jahr, am 26. November, wurde das Osthilfe-Gesetz knapp angenommen. Es war eine weitere Abstimmung, bei der es um die Frage ging, wie weit sich die Schweiz, als nehmender und gebender Teil, mit der expandierenden EU verflechten sollte.

Als ich mir in der Zeitung die Grafik mit den ablehnenden und zustimmenden Kantonen anschaute, stutzte ich. Die roten Neinsager-Kantone ergaben ein Bild, das ich zu kennen glaubte: das seitenverkehrte S einer stark verkrümmten Wirbelsäule. Lässt sich das Tessin nicht als Kreuz- und Steissbein sehen? Die Innerschweiz, dazu Sankt Gallen und die beiden Appenzell als Lenden- und Brustwirbelsäule? Der Thurgau und Schaffhausen als nach hinten gebogene Halswirbelsäule?

Es war zunächst bloss ein flüchtiger Eindruck, den ich selber als ziemlich absurd verwarf. Doch das Bild hakte sich fest und zwang mich dazu, seinen möglichen Bedeutungen auf den Grund zu gehen. Dabei war mir von Anfang an klar, dass ein solcher bildhafter Vergleich keine exakten wissenschaftlichen Ergebnisse liefert; aber er kann einen ungewohnten Zugang zu komplexen Problemen eröffnen.

Das wirklichkeitsgetreuere Bild wäre im Übrigen ein Patchwork, das zahlreiche grüne Flecken in roten Kantonen und ausgefranste rote Stellen in grünen Gebieten zeigen würde. Die Wirbelsäulen-Metapher, die sich auf die Gesamtergebnisse der Kantone abstützt, ist demnach eine Vergröberung. Sie überdeckt zudem die Gegensätze zwischen welscher und deutscher Schweiz, die bei anderen Abstimmungen klar zum Vorschein kommen. Doch wie in einer Karikatur werden in der Vergröberung möglicherweise Entwicklungen sichtbar, die wir sonst übersehen oder beschönigen.

2

Die Kantone, die in meinem Bild die Wirbelsäule – oder das Rückgrat – des Landes bilden, verkörpern in ihrer Gesamtheit die traditionelle, vielleicht: die ländliche Schweiz, die sich in ihrer Mentalität dem Bauerntum immer noch nahe fühlt oder ihm zumindest nachtrauert. Es sind überdies Kantone mit einer besonderen Vergangenheit, die als Spurenelement auch noch die Gegenwart beeinflusst. Das Tessin war eine gemeine Herrschaft, die vom Norden her kolonisiert wurde; die katholischen Innerschweizer Kantone haderten lange damit, den Sonderbundskrieg verloren zu haben; der Thurgau und Schaffhausen rangen um ihre Identität in der Abgrenzung zum benachbarten Deutschland. Im Ganzen hinkt in diesen Gebieten die wirtschaftliche Entwicklung jener der urbanen Räume hinterher; der durchschnittliche Bildungsstand ist tiefer, der Individualismus, der sich in der Zahl der Single-Haushalte widerspiegelt, weniger ausgeprägt als in den Zentren. Es kommen also einige Faktoren zusammen, die – zumindest von aussen gesehen – zu einem Verlierer-Image passen; wer sich so fühlt, mag sich auch weniger öffnen und schon gar nicht ums Wohlergehen von „Ausländern“ kümmern.

Diese traditionelle Schweiz sieht ihre Werte wohl am klarsten widerspiegelt in den Zielen der AUNS, der Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz, die explizit „ausenpolitischen Aktivismus“ und „unnötige internationale Engagements“ verhindern will. Aus ihrem Blickwinkel steht die Schweiz nach wie vor trotzig als Sonderfall da, als eigenständige Nation, die unverbrüchlich für Unabhängigkeit und Freiheit zu kämpfen hat. Solidarität gilt als Tugend, die der eigenen – überschaubaren – Region zugute kommt, allenfalls dem Clan der Gleichgesinnten und selbstverständlich der Kernzelle des Staats, der Familie. Gesellschaftliche und geografische Grenzen zu verteidigen, gehört zu den wichtigsten Aufgaben der Gemeinschaft. Grundlagen des Zusammenlebens sollten Anstand und Disziplin sein; wer dies nicht respektiert, braucht Nacherziehung, nötigenfalls verbunden mit Strafmassnahmen. Alles „Internationale“ erweckt ein latentes Unbehagen. Abwehr und

Misstrauen prägen die Haltung gegenüber „Geldverschlingungsmaschinen“ wie der EU oder der Entwicklungshilfe.

Für die traditionelle Schweiz sind die alten Heldenlegenden, die Mythen von Tell und Winkelried immer noch wichtig, ja identitätsstiftend. Sie feiert sich selbst am Unspunnen-Fest und zelebriert dabei eine folkloristische Vergangenheit, die zur Tourismuslandschaft des Berner Oberlands gehören mag, aber in der Internet-Gesellschaft fremd anmutet. Ihr Bedürfnis nach kraftvoller Eigenständigkeit erkennt die traditionelle Schweiz wieder in Hodlers „Holzfäller“; ihre Sehnsucht nach der Idylle wird von Ankers Familienbildern befriedigt. Die Konfessionszugehörigkeit spielt zwar offiziell kaum noch eine Rolle; aber in vielen Köpfen der älteren Generation ist sie nach wie vor als Einteilungsmuster vorhanden. Dies alles lässt sich sehen als kompakte Wertehierarchie, die wir ins Bild der Wirbelsäule einfügen können. Aber gerade diese Werte sind in den letzten Jahren und Jahrzehnten unter stärksten Druck geraten. Die EU greift, allein durch ihre übermächtige Existenz, immer deutlicher in unseren Alltag ein und zwingt zu widerwillig erbrachter Anpassung. Gegen die weltweite wirtschaftliche und mediale Vernetzung, die wir als Globalisierung bezeichnen, ist kein Kraut gewachsen. Die Kulturen reiben sich aneinander, vermischen sich. Minarette, deren Schatten auf christlichen Boden fallen könnten, werden zu Wahrzeichen der Bedrohung, Dazu kommt die Schwächung von innen, die Wertaushöhlung, die mit der gesellschaftlichen Entwicklung zusammenhängt: Auch in ländlichen Gebieten nimmt die Zahl der Scheidungen und der Single-Haushalte zu; auch im abgesteckten Claim, der das „Eigene“ bezeichnet, werden andere Hautfarben immer deutlicher sichtbar.

Unter Druck hat sich die Wertesäule verhärtet und verkrümmt, auch die flexibleren Teile – in ihnen verkörpern sich Werte wie „Hilfsbereitschaft“ und „Dialogfähigkeit“ – drohen zu verknöchern. Die Verkrümmung schreit nach einer schmerzlösenden Therapie, die darin bestünde, sich aufzurichten und die Bewegungen den Druckverhältnissen anzupassen. Aber von sich aus richtet die traditionelle Schweiz sich nicht auf. In ihrem Selbstbild sieht sie sich genötigt, die ganze Last der Modernisierung zu tragen; sie sieht sich als Hüterin des Althergebrachten, als Konservatorin der bedrohten Werte, ohne die das Land zugrunde ginge. Deshalb geht sie gebeugt und schwankend statt, wie sie's möchte, stolz und zuversichtlich. In krassem Gegensatz dazu steht die Aussenwahrnehmung durch die urbanere Landeshälfte. Nicht nur sie, sondern auch kritische Beobachter in internationalen Gremien entwerfen von der traditionellen, der „verhärteten“ Schweiz ein völlig anderes Bild. In der karikaturistischen Verzerrung wird daraus ein Kollektiv von Profiteuren und Hinterwäldlern, die unfähig sind, sich in andere Lebenslagen einzufühlen. Sie halten, nur sich selber zugewandt, an der Lebenslüge vom „Sonderfall“ Schweiz fest und weigern sich, konstruktiv über die Rolle ihres Landes in der Welt und im künftigen Europa nachzudenken.

3

Aber auch die moderne, die „weiche“ Schweiz leidet unter der verkrümmten Wirbelsäule ihrer Zwillingshälfte. Eine solche Deformation wirkt sich zwangsläufig auf die Weichteile aus; sie führt zu Dauerschmerzen und Haltungsschäden im ganzen Organismus.

Bevor ich darauf eingehe, frage ich danach, wie sich die Mentalität im wirbellosen Gebiet der Kantone, die mehrheitlich JA gestimmt haben, beschreiben lässt. Ein Merkmal, das hier sogleich auffällt, ist der zunehmende Individualismus. Es gibt in den Städten und Agglomerationen mehr Single-Haushalte, mehr Scheidungen, mehr Konfessionslose, aber auch mehr gut Gebildete und mehr Doppelverdiener-Paare als in den ländlichen Regionen. Die Einkommen sind durchschnittlich höher; wirtschaftlich gesehen überwiegt der Dienstleistungssektor; und es leuchtet ein, dass Bank-, Pharma- oder Versicherungsangestellte kaum noch Zugang zur bäuerlichen Mentalität haben.

Wer sich zur urbanen, zur modernen Schweiz zählt, sieht seine Werte wohl am ehesten verkörpert in der Figur des weltoffenen, toleranten Citoyen. Der ist indessen, ob Mann oder Frau, eine multiple Persönlichkeit. Er kann sich in den Vergnügungssüchtigen verwandeln, der an Wochenenden in die hektische Party- und Eventkultur abtaucht, aber ebenso in den Sinnsucher, der auf eine Alp meditieren geht. Möglicherweise ist er der Voyeur, der sich im nahezu uneingeschränkten Medienkonsum auslebt, oder die Chatterin, die in der weitverzweigten schnellen Kommunikation über SMS, Mails, Handy ständig neue Netze knüpft und sich so die Illusion der Dauernähe verschafft.

Auch diese Schweiz feiert sich selbst. Das Gegenbild zum Unspunnenfest ist die Street Parade mit der schrillen Ausgelassenheit von Hunderttausenden, die auf vage Weise für Frieden und Menschenrechte eintreten. Für die meisten, die hier mittanzen, sind Reiseziele zwischen Ibiza und Malediven, sogar Shopping Trips nach New York normal geworden. Grenzen sind bloss noch hinderlich. Man bewegt sich horizontal, in der Gegenwart; Traditionen zählen kaum oder höchstens dann, wenn sie zum modischen Hip werden. Man isst thailändisch und chinesisch. Der Blick auf die Geschichte ist beiläufig, desinteressiert; woher dieses Land kommt, was seine Wurzeln sind, braucht man nicht zu wissen. Man stimmt der Ostmilliarde zu, weil SVP und AUNS sie lauthals bekämpfen – und natürlich auch, weil man ein Herz hat für Schwächere. Ausserdem glaubt man den Wirtschaftsfachleuten. Und die haben klargemacht, dass es sich bei der Kohäsionszahlung um eine Investition handelt, von der die Schweiz profitieren wird. Ist es nicht angenehm, die Spendepflicht mit künftigem Profit zu verbinden?

Sagen wir es noch deutlicher: In ihrem Selbstbild hält sich die moderne Schweiz für aufgeschlossen, pluralistisch, multikulturell; ihre – behauptete – Solidarität reicht weit über die Landesgrenzen hinaus. Sie propagiert Partnerschaftlichkeit in den Beziehungen, die Gleichstellung der Geschlechter, Wahlfreiheit in der sozialen, medialen und politischen Vielfalt. Auch daraus entstünde eine Wertehierarchie, wenn sie verbindlicher eingehalten und eingefordert würde.

Doch die Aussenwahrnehmung, nun aus der Perspektive der traditionellen Schweiz, zeigt genau das Gegenteil: keine Beständigkeit der Werte, sondern deren Aushöhlung und Zerfall. Da wird vor einer Gesellschaft gewarnt, die sich in Unverbindlichkeiten verliert. Da wird der kurzsichtige Egoismus angeprangert, der nur ein Ziel kenne: Fun zu haben oder sich zu bereichern. Da wird mahnend hingewiesen auf das Laissez-faire in der Erziehung, auf die Verweichlichung, die Jugendliche zu orientierungslosen Delinquenten mache; da werden Beispiele genannt von der Anonymität in den Zentren, wo selbst bei Überfällen am helllichten Tage niemand einzugreifen wage.

4

In der Tat, der Frage lässt sich nicht ausweichen: Fehlt das, was die „weiche“ Schweiz auf der politischen Ebene der „harten“ vorwirft, ihr nicht gerade im individuellen Bereich? Fehlt es, anders gesagt, an individuellem Rückgrat? Am Handlungswillen im Kleinen, an Zivilcourage?

Ich habe zudem den Eindruck, dass es im „wirbellosen“ Gebiet schwieriger wird, weiterhin an die Verheissungen der offenen und toleranten Gesellschaft zu glauben. Auf andere Weise als in der Verhärtungszone nimmt hier der Druck ebenfalls zu, auch wenn ihn beide Seiten mit Schuldzuweisungen weiterzuleiten versuchen und damit den Schmerzpegel erhöhen. Die urbane Schweiz müsste zum Beispiel immer dringender eine klare Haltung zum Thema der Integration einnehmen; sie müsste die Aufgabe, den öffentlichen Raum sicherer zu machen, mit neuen Mitteln lösen. Und das heisst: Sie müsste sich dazu bekennen, dass es auf vielen Gebieten unverzichtbar ist, Grenzen wahrzunehmen und Grenzen zu setzen. Doch gerade hier neigt die urbane Schweiz zu Schlawfrheit und lässt sie sich letztlich von der traditionellen

Gegenseite mitschleppen, ohne es zu merken. Wie lange noch? Gewiss, es ist weniger anstrengend, polizeiliche Übergriffe zu verurteilen, als von Jugendlichen persönlich zu fordern, dass sie den Unrat, den sie liegen lassen, selber wegschaffen. Es ist bequemer wegzuschauen, als sich einzumischen, wenn man zum Zeugen gewaltsamer Übergriffe wird. Und vielleicht ist es sogar leichter, in gleichsam abstrakter Weise einer Milliarde Steuergelder zuzustimmen, als sich nach dem kranken Nachbarn zu erkundigen.

Wenn ich das Wirbelsäulen-Bild auf solche Weise deute, dann stelle ich fest: Die beiden Zwillingschwestern, die moderne und die traditionelle Schweiz, sind auf so unglückliche Weise ineinander verklammert, dass sie sich gegenseitig am aufrechten Gang hindern. Die eine Hälfte braucht mehr Selbstbewusstsein, um die Angst vor internationalen Bindungen zu überwinden; die andere braucht im kleinräumigen Beziehungsgeflecht mehr Verbindlichkeit und mehr Zivilcourage. Beide müssten, meine ich, voneinander lernen, statt – was die Politik vorführt – einander abzuwerten, denn sie sind, untrennbar seit 1848, aufeinander angewiesen und zum Zusammenleben genötigt.

Um im Bild zu bleiben: Ein nationaler Physiotherapeut würde diesem kranken föderalistischen Organismus wohl ein gezieltes Aufbautraining verordnen: Beugen und dehnen für die Wirbelsäule, damit die drohende Versteifung gestoppt wird; Kräftigungsübungen für den Weichteilbereich, damit die Muskeln nötigenfalls auch Widerstand leisten können. Und für beide Seiten ein Lockerungsprogramm: Es soll die Verkrampfungen löse, die entstehen, wenn man sich im Streit der Mentalitäten auf eine einzige polarisierende Figur fixiert und sie entweder dämonisiert oder bedingungslos verehrt.

5

Einmal, im letzten Sommer, hat die freundliche Utopie, dass die traditionelle und die moderne Schweiz sich miteinander versöhnen könnten, in flüchtigen Umrissen Gestalt angenommen. Es waren die Wochen, in denen die Schweizer Fussballnationalmannschaft die Schlagzeilen dominierte. Alle jubelten ihr zu, alle waren stolz auf ihre Erfolge, Bewohner von Grenz- und Binnenkantonen, von Agglomerationen und Bergtälern. Die Schweizer Nati schlang ein einigendes Band um alle Gegensätzlichkeiten. Und so kam es, dass Unspunnen- und Ankerliebhaber Fussballer mit Namen wie Barnetta, Behrami, Yakin, Djourou beklatschten, deren Eltern aus der Türkei, aus Afrika und dem Balkan stammen. Es galt die „Swissness“, zu der sich die eingebürgerten Spieler mit ihrem Pass und ihrem Einsatz bekannten. Umgekehrt wunderten sich manche weltläufigen Citoyens, die gelernt hatten, über alle Formen des Nationalismus die Nase zu rümpfen, was für einen unbändigen Stolz sie empfanden, wenn die Schweiz gewann.

Es war, meine ich, die Geburt eines neuartigen Nationalgefühls, das weiche und harte Faktoren miteinander verschmolz, es war ein fröhlicher Nationalismus, der, so paradox es klingen mag, die Möglichkeit des Internationalen, des Grenzüberschreitenden in sich einschloss. Der Katzenjammer nach der Niederlage gegen die Ukraine war gross; die Euphorie verflog viel zu rasch. Die Pessimisten und Miesmacher waren sogleich wieder zur Stelle, und die alten Gegensätze zeigten sich scheinbar unangetastet, wenn auch mit feinen Bruchlinien.

Aber wir wissen nun, dass wir gemeinsam, als ungeteiltes Land, feiern können. Wir haben zu unserer Verblüffung erlebt, was es heisst, den aufrechten Gang wieder einzuüben. Liesse sich diese Erfahrung nicht auf andere Gebiete übertragen? Ich sehe schon das müde Lächeln der Abgebrühten, die meinen Neujahrswunsch als naiv bezeichnen. Dennoch wünsche ich mir für unser Land überall dort, wo es um drängende Zukunftsprobleme geht, eine ähnliche einigende Aufbruchstimmung wie jene des vergangenen Sommers. Ich wünsche mir, zum Beispiel, eine verschworene Nati, die der Klimaerwärmung zu Leibe rückt, eine Bildungsoffensive startet und nachhaltige Arbeitsplätze schafft. Ich wünsche mir ein starkes Team, das die Integration

ausländischer Jugendlicher mit überraschenden Vorschlägen vorantreibt. Die Schweiz braucht mehr Behramis und Djourous; sie braucht Pioniere wie Bertrand Piccard, sie braucht die Kreativität einer Pipilotti Rist und die strenge Nüchternheit eines Jakob Kellenberger. Wünschen darf man immer, im Osten und im Westen, im Wirbelbereich und in den Weichteilen. Vielleicht wünschen wir uns hier und dort sogar das Gleiche und haben es bloss noch nicht gemerkt.

Lukas Hartmann, im Januar 2007

: